

# ABENTEUERFAHRTEN EINES REVOLUTIONÄREN ARBEITERS



A 07 - 06463

VON ALOIS LINDNER



ABENTEUERFAHRTEN EINES  
REVOLUTIONÄREN ARBEITERS



A. L I N D N E R

*ABENTEUERFAHRTEN  
EINES  
REVOLUTIONÄREN  
ARBEITERS*



---

NEUER DEUTSCHER VERLAG  
BERLIN W8, UNTER DEN LINDEN 11

A 07 - 06463

Copyright 1924 by Neuer Deutscher Verlag in Berlin.

## ZUR EINFÜHRUNG

Am 21. Februar 1919 wurde *Kurt Eisner* von dem Grafen *Arco-Valley* aus dem Hinterhalt ermordet. *Lindner*, der in diesem Büchlein seine Lebensgeschichte erzählt, war ein ergebenere Anhänger der Revolution. Er war Mitglied des von *Eisner* begründeten revolutionären Arbeiterrates und trat kurz vor Ausbruch der Revolution der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands bei. Vorher hatte er keiner Partei angehört. Wegen hochgradiger Reizbarkeit war er vom Militär, wo er als Landsturmmann eingezogen war, entlassen.

Der Mord an *Eisner* löste unter den Münchener Arbeitern eine ungeheure Empörung aus. Als *Lindner* von diesem Morde erfuhr, ging er sofort nach dem Landtag in das Zimmer des Arbeiterrates. Ehe der Arbeiterrat sich noch zur Sitzung zusammenfand, stürmte *Lindner*, als er die Einzelheiten des Mordes erfuhr, den Widerstand der ihm entgegentretenden Genossen beseitigend, in höchster Aufregung nach dem Sitzungssaal des Landtags. Dort gab er auf *Auer*, den er für die treibende Kraft bei der Ermordung *Eisners* hielt, drei Schüsse ab, die ihn schwer verwundeten. Mit einem Major, der sich ihm in den Weg stellte, kam es zu einem Handgemenge, in dessen Verlauf *Lindner* aus Notwehr einen Schuß abgab. Der Major starb daran.

Die Tat *Lindners* ist nur zu verstehen aus der damaligen politischen Atmosphäre. Er wurde von der Anklage auf Mord freigesprochen, wegen versuchten Totschlages aber zu 14 Jahren *Zuchthaus* verurteilt.

Der Meuchelmörder Graf *Arco-Valley*, der *Kurt Eisner* hinterrücks erschossen hatte, wurde von einem

ähnlichen Volksgericht zu einer *Festungsstrafe* verurteilt, die ihm Spazierfahrten, Besuchsempfang, Betätigung außerhalb der Festung usw. ermöglichte.

Das Urteil gegen *Lindner* war ein *Klassenurteil*. Zum besseren Verständnis für *Lindners* Tat sei noch darauf hingewiesen, daß später *Ignaz Auer*, auf den *Lindner* schoß, dem Grafen *Arco-Valley*, der *Auers* ehemaligen Ministerkollegen *Eisner* gemeuchelt hatte, einen Strauß Rosen mit allen guten Wünschen ins Krankenhaus sandte.

*Lindner* ist lebendig begraben in dem berüchtigten bayrischen Zuchthaus *Straubing*. Was für eine Kraft und was für ein Lebenswille in diesem Manne ist, zeigen diese Aufzeichnungen, die er nach vierjährigem Zuchthausdasein hinausschickt als einen Schrei der in den deutschen Zuchthäusern lebendig begrabenen Arbeiter.

## Erstes Kapitel

### KINDHEIT

In der Zuchthauszelle ist Zeit genug, über das vergangene Leben nachzudenken. Ich erzähle jetzt die Geschichte meiner frühen Kindheit. Oft habe ich schon, beim Anblick all der Herrlichkeiten der fernen Welt, an jene Kindheitstage zurückgedacht, oft, wenn ich auf den großen Luxusschiffen, die das Weltmeer pflügen, die Kinder der Millionäre voll Freude und goldener Jugendfröhlichkeit sah, behütet und betreut von einer Schar von Dienern und Kindermädchen. Ich habe, wie so viele Millionen Kinder, auf der Schattenseite des Lebens gewohnt.

Ich bin in Kelheim geboren. Das Städtchen ist als Endpunkt des Main-Donau-Kanals ein wirtschaftlicher Knotenpunkt und durch die an den Uferhöhlen liegende Befreiungshalle oft genannt. Zu meiner Jugendzeit waren die Einwohner zum größten Teil Ackerbürger. Doch schon riß die industrielle Entwicklung die kleinbürgerlichen Bevölkerungskreise in das Tempo des XX. Jahrhunderts. Klassenscheidung und Klassengegensätze begannen sich scharf und schärfer auszuprägen.

Die Stadt Kehlheim liegt in schöner Landschaft. Sie ist von herrlichen Wäldern umgeben, uralte Klöster, Abteien und Burgruinen sind auch noch heute beliebte Ausflugsorte. Kanal und Altmühl bilden in mehreren Inseln die natürliche Abgrenzung der Stadtteile, in denen neben den Fabriken die Arbeiterquartiere liegen. Die innere Stadt, umgeben von den Resten der alten Stadtmauer mit drei Toren, war in meiner Heimat der Wohnplatz der ehrenwerten Bürger. Dort wohnten die

Bäcker, die Schlächtermeister, die Verwaltungsbeamten, der Pfarrer, kurz dort wohnte das Bürgertum, das unsere Stadt beherrschte.

Am Marktplatz stand der Bazar oder das Kaufhaus. Ich sehe immer noch vor mir das Bild aus jenen glückseligen Weihnachtsvorabenden, wo wir um die für unsere Kleinstadtkinderbegriffe grandios erleuchteten Schaufenster uns drängten, wo wir staunend und unsere Mütter wägend und prüfend die Herrlichkeiten ansahen. Da waren Puppen ausgestellt, mit guten Stoffen bekleidet, das Stück für 50 Pfennig. Dort stand ein leichter Wagen für 2 Mark 50 Pfennig — aber das war nichts für die Armen, das war nur zum Ansehen da. Die Holzhacker, die acht bis zehn Kinder hatten und den ganzen Tag zwölf Stunden arbeiteten, verdienten nur 2 Mark 60 Pfennig. Die Arbeiter der Schwefelhölzerfabrik, denen der giftige Dampf jeden Tag ein Stück von der Lunge fraß, verdienten noch weniger. In dieser Zeit, von der ich erzähle, schickte sich das Industriekapital eben an, das Land zu erobern. Die Arbeiter und Arbeiterinnen waren ihnen schutzlos preisgegeben. Es gab an den Maschinen keine Schutzvorrichtungen, in den giftigen Fabriken nicht genügend Ventilatoren. Aber es gab genug billige und willige Arbeitskräfte.

Meine Eltern wohnten in einer finsternen ärmlichen Gasse nahe am Stadttor. Sie wohnten im Hinterhause und hatten ein einziges Zimmer, in dem sie wohnten, schliefen und kochten. Ihre Ehe begann in Armut und Kümmerlichkeit.

Die Last des Elends drückte auch auf meine Eltern. Ich war noch ein Kind, nicht fähig, den tieferen Zusammenhang zu verstehen. Erst heute, wenn ich mir all die kleinen Erinnerungen meiner frühesten Kindheit zurechtlege, kommt mir das Elend zu Hause recht zum Bewußtsein. Wenn die jüngeren Geschwister schon im Bette lagen und ich mit meiner Schwester



„Die Last des Elends drückte auch meine Eltern“

noch ein Weilchen herumsaß, in irgend einer Zimmerecke kauern, dann saßen Vater und Mutter am Tisch bei der blakenden Petroleumlampe und sprachen miteinander. Oft wurde gerechnet und gerechnet, die verarbeiteten Gesichter beugten sich: es gab soviel zu besprechen, soviel zu sorgen; und sie waren noch nicht die Ärmsten und Kümmerlichsten.

Viele Jahre war mein Vater ein sogenannter Kanalreiter. Er ritt an der Spitze von zwei bis drei Pferden, die an langen Seilen den schweren Schleppkahn zogen, von Kehlheim bis Bamberg und wieder zurück. Das war ein Beruf, der mir als Jungen äußerst großartig vorkam, der aber wenig Verdienst einbrachte. Mein Vater war ein Veteran aus den Kriegen 1866 und 1870/71 und war mehrfach verwundet worden. Er hatte auch eine Denkmünze bekommen. Dafür aber hatte er jahrelang einen erbitterten Kampf mit allen möglichen Instanzen zu führen um eine Rente von monatlich 10 Mark. Mein Vater war nicht das, was man einen Hurratrioten nennt, aber er wurde doch durch den Geist der Kleinstadt beherrscht, der auf eine glänzende Vergangenheit gerichtet war und von ihr zehrte und der in der Zukunft nichts sehen konnte, als die gleichförmige Wiederholung alles Gewesenen.

Wenn es stimmt, daß der Mensch nichts anderes ist als das Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse, dann muß man doppelte Achtung haben vor den Menschen, die sich wenigstens aus den wirtschaftlichen Verhältnissen herausarbeiten, aus eigener Energie im zähen Kampf, ohne ihre Mitmenschen zu benachteiligen. Diesen Kampf haben meine Eltern gekämpft. Ich war acht oder neun Jahre alt, da siedelten wir aus der engen, dumpfen Hinterhofstube in das Vorderhaus über. Mein Vater hatte die Kanalreiterei aufgegeben und betrieb einen Handel mit Geschirr und Schnittwaren. Im Obergeschoß unserer neuen Wohnung waren vier große

Zimmer. Das Erdgeschoß war feucht und unbewohnbar und diente als Lagerraum für Geräte, Kisten und allerhand Gerümpel. Wenn die Altmühl, an deren Ufer das Hinterhaus lag, Hochwasser führte, dann kam es oft vor, daß auch im Vorderhause, im Erdgeschoß, das Wasser stand, in dem Kistendeckel, Holzwolle und dergleichen herumschwammen. Am Hinterhause war ein Pferdestall und es stand ein Wagen da. Unser Handelsgeschäft basierte nicht auf der geruhsamen Grundlage eines Krämers, der seinen Laden am Morgen aufschließt und auf Käufer wartet. Unser Handel fuhr auf vier Rädern durch das ganze Land. Die Geschirre und Schnittwaren wurden zum größten Teil nicht gegen bares Geld einfach verkauft, sondern gegen Lumpen, Alteisen, Metall usw. eingetauscht. Eine mühselige, harte Arbeit.

Jeden Tag mit Sonnenaufgang begann die Fahrt von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler. Der Wagen hielt im Dorf, die Arbeit begann. Meine Mutter ging mit dem schweren Korb auf dem Rücken, in dem die Tauschwaren lagen, ebenso der Vater, von Haus zu Haus. Wir Kinder mit einem Karren hinterher. Wir teilten uns gewöhnlich in zwei Parteien, jeder bearbeitete die Hälfte eines Dorfes. Wie oft denke ich noch an diese Handelsfahrten!

Da waren die brutalen, protzenhaften Bauern, die uns die Tür vor der Nase zuschlugen, den Hofhund hinter uns hetzten und uns als Zigeuner und Landstreicher verjagten. Wenn aber so ein Bauer doch etwas zu vertauschen hatte, dann wieder das stundenlange Feilschen um eine alte Pflugschar, um ein paar verrostete Hufeisen oder ein paar alte Lumpen, gegen die er am liebsten eine ganze Kücheneinrichtung haben wollte. Je mehr Geld und Macht die Leute besaßen, desto hartherziger waren sie. Mit den kleinen Leuten gingen unsere Geschäfte viel reibungsloser und schneller. Ich sehe noch die kleinen Häuslerinnen oder

Dienstmägde, wie sie voller Freude mit einem Geschirr oder einem Streifen Kattun, mit schönen Blumen bedruckt, sich verabschiedeten. Das war ein Stück für die Aussteuer, war ein Sonntagskleid für die Kinder.

Während Mutter handelte, bestand meine Arbeit darin, mit dem kleinen Wagen das eingesammelte Gerümpel zum großen Wagen hinzufahren und aufzuladen. Das war keine angenehme und wohltuende Beschäftigung; die alten Lumpen stanken, oft waren die eingekauften Knochen schon angefault, das Eisen schmutzig und verrostet. Wir bekamen das, was von den anderen Leuten als unbrauchbar beiseite geworfen wurde, wir handelten mit den Abfällen und verdienten so unser Brot. Schon damals dachte ich über den Unterschied zwischen den Menschen, zwischen Arm und Reich nach.

In den Ferien, wenn meine Schulkameraden von früh bis in die Nacht hinein in den Wäldern herumstrichen oder am Wasser lagen, mußte ich mit hinaus auf die Dörfer, ganz gleich, ob die Sonne schien, ob es regnete oder der Wind blies. Wie gern wäre ich mit meinen Kameraden durch die Wälder gesprungen! Nicht, daß ich mich unglücklich gefühlt hätte — schließlich ist ja jede Jugend, auch die eines Arbeiterkinds, voll Poesie und Romantik. Ich glaube, der unbezähmbare Wandertrieb, die Liebe zur Ferne, die mich später um den ganzen Erdball jagte, hat ihre Ursache in den Fahrten mit meinen Eltern von Dorf zu Dorf.

Natürlich fragte ich, wie Kinder ihre Eltern fragen, wenn sie auf Dinge stoßen, die ihnen unverständlich sind. Immer im Ohr klingen mir die Worte meiner Mutter: „Bub, das verstehst du noch nicht!“ Ich sah die Unterschiede, aber noch nicht die Zusammenhänge.

Die Kleinstadt ist wie ein großer Käfig, in dem die Menschen gefangen sind und sich gegenseitig belauern. Da waren die Nachbarinnen, „die es immer gut meinen“, und deren Lebensaufgabe darin bestand, die

Geheimnisse der anderen Menschen zu erforschen. Meine Mutter war eine Ausnahme. Gewiß, sie war fromm. Aber der Herrgott war ihr eine rein persönliche Angelegenheit, nicht eine Sache des Pfaffen. Ich weiß, daß sie oft einer armen Magd, die Knochen oder Lumpen brachte, ein Stück Tuch mehr gab als einer reichen Bäuerin. Kein Handwerksbursche ging ohne Geschenk von unserer Tür. Von ihren Kindern verlangte sie Wahrheitsliebe. Die Lüge galt ihr als die größte Missetat.

So war auch der Vater. Er war herb, eine primitive Natur, aber hartnäckig in der Verfolgung seines Zieles, er war hilfsbereit gegen die Nachbarn und Freunde. Aber eine Kleinigkeit, hinter der er eine unredliche Handlung vermutete, eine Falschheit, konnte ihn wütend machen. Er war jähzornig, doch äußerst selbstlos gegen seine Familie. Die Mutter beherrschte ihn geistig und lenkte klug seinen Willen. So war unser Leben. An schönen Sonntagabenden in einen Biergarten oder zu einer kleinen harmlosen Festlichkeit zu gehen, das entspannte die von der Wochenarbeit angestregten Nerven, brachte Farbe in das arbeitsreiche Dasein der Woche.

Mit den Jahren hob sich auch der Wohlstand. Im Stall standen schon zwei Pferde. Das Haus, das meine Eltern erst nur gepachtet hatten, war nun ihr Eigentum. Auch der Handel war nicht mehr so armselig wie anfangs. Mit einem großen Planwagen und zwei schönen Pferden besuchten wir die Jahrmärkte. In den Schulferien fuhr ich wochenlang mit meinen Eltern über Land.

In die Schule ging ich nicht gern. Eine große Abneigung gegen das Lernen ließ mich oft die Schule schwänzen; die oft wochenlange Abwesenheit meiner Eltern erleichterte das. Natürlich kam die Strafe mit einer fatalen Regelmäßigkeit; aber sie besserte mich nicht. Später jedoch erwachte der Lerntrieb in mir.

Ich war kein Musterschüler, ich lernte recht und schlecht.

Ich habe hart arbeiten müssen, aber ich wäre kein Kind gewesen, hätte ich nicht meine Kinderdummheiten gemacht. Oft nahmen wir einen kleinen eisernen Rollwagen und fuhren damit in rasendem Tempo die abschüssige Straße hinab. Der Wagen ratterte auf dem groben Kopfplaster der Straße ganz gewaltig, die Leute sahen aus den Fenstern, sie glaubten, die Feuerwehr käme oder ein Automobil. Aber es kam keine Feuerwehr und kein Automobil, nur unser eiserner Wagen, und die Neugierigen fluchten über uns. Die Polizei wurde auf uns gehetzt. Es gab zwei Polizisten in Kehlheim. Eigentlich waren es nur  $1\frac{1}{2}$ , weil der eine von ihnen durch die anstrengenden Wirtshauskontrollen schwach auf den Beinen war. Aber die Polizei unterbrach doch oft gewaltsam unsere rollenden Fahrten auf dem eisernen Wagen.

Natürlich spielten wir auch Krieg. Diese Schlachten aber wurden nicht geschlagen zwischen Rothhäuten und Weißhäuten, zwischen Deutschen oder Franzosen — wir führten Glaubenskriege, wir waren von der alleinseligmachenden katholischen Kirche und kämpften gegen die lutherischen Ketzler. Hinter diesen Kriegen standen die jesuitischen Pfaffen, die unsere wilden Knabenseelen vergifteten. Da gab es Beulen und blutige Köpfe von Schwertstreichen, Lanzenwürfen und Steinen, aber sie wurden tapfer und würdig hingenommen. Trotz der jesuitischen Religionsfehde waren die Kriege doch die alten Räuberriege der Knaben, in denen Kühnheit und Mut, Kriegsglück und Strategie am Ende triumphierten.

Aber es gab auch andere Erlebnisse. Mit einem Freunde, dessen Name mir längst entfallen, streifte ich oft halbe Tage lang durch die Wälder meiner Heimat. Wir lagen im Moos, kletterten auf die Bäume, suchten Vogelnester und krochen in die dunkelsten Dickichte.

Wir lagen auch am Flusse in den Schleppkähnen und bei den Fischern. Mein Freund hatte eine gezähmte Elster, die einige Worte plapperte, und wir wurden nicht müde, ihr immer neue Namen vorzusagen.

Eines Tages, es war im Frühling, zog ich, nachdem ich mich glücklich davongestohlen, mit der Angelrute los. Fischfang war meine Leidenschaft. Stundenlang saß ich mit der Angelrute am Wasser. Das war eine große Sensation, wenn der Schwimmer auf dem Wasser zuckte, wenn er plötzlich in die Tiefe gerissen wurde, wenn ein zappelnder silberner Fisch an der Angel hing! An diesem Frühlingstag also stand ich wieder am Wasser, die Rute in der Hand, und wartete auf meinen Fisch. Die Schnur zuckte, ich riß die Angel zurück, rutschte aus und stürzte ins eiskalte Wasser. Schwimmen konnte ich damals noch nicht, ich schrie mörderisch um Hilfe, bis Leute kamen und mich mit langen Stangen aus dem Wasser zogen. Mein Gesicht schmerzte, Blut begann zu tropfen. Ich hatte mir die Angel ins Gesicht geschlagen und war nun selber der Fisch, an der Oberlippe geangelt! Ich zitterte vor Kälte und Schmerz. Ein alter Zollwächter trug mich in sein Häuschen. Die Angel wurde unter vielen Schmerzen entfernt. Ich saß hinter dem warmen Ofen und wartete auf das Trocknen der Kleider. Der alte Mann, der sich so um mich sorgte, war eine der Zielscheiben des Spottes und Übermutes für uns Jungen in der kleinen Stadt. Ich war so tief gerührt von seiner Liebe, daß ich schon jetzt jedem meiner Kameraden eine Tracht Prügel bestimmte, der es weiter wagen würde, nur mit einem Blick oder einem Wort den alten Mann zu verletzen.

Das war ein unglücklicher Fischzug. Meine Anglerleidenschaft nahm seit dieser Zeit merkwürdig ab.

Da sind noch zwei Erlebnisse mit den Pferden. Ich war Pferdeputzer, Stallausmister, Geschirr- und Wagenreiniger. Im Sommer wurden die Pferde jeden Samstag

oder Sonntag in die Schwemme geritten. Das war himmlisch, mit den Pferden im Wasser herumzureiten. Eines unserer Pferde war ein schöner Vollblutfuchs, ein prächtiges Tier, doch völlig erblindet. An einem heißen Sommertag ritt ich mit den beiden Pferden in die Schwemme; der Vater, der etwas später nachkommen wollte, warnte mich. Im Fluß waren tiefe Stellen, stellenweise war der Grund auch mit Schlingpflanzen dicht bewachsen. Ich trabte nach dem Wasser und hatte nur mit halbem Ohr gehört, was der Vater sagte. Schon waren wir am Fluß. Das Wasser glänzte und kühlte uns, die Pferde atmeten wollüstig, das Wasser spritzte auf, wir ritten immer tiefer und tiefer hinein. Schon hatten wir den festen Grund verloren, die Pferde schwammen und hoben nur noch ihre Köpfe aus dem Wasser. Das blinde Tier, auf dem ich ritt, schnob gewaltig. Es mochte trotz seiner Blindheit mit sicherem Instinkt die Gefahr ahnen, die ihm von den Schlingpflanzen drohte. Ich aber war jung und unbekümmert. Da kam das Verhängnis.

Das blinde Pferd verwickelte sich mit den Füßen in die Schlingpflanzen und wurde von den unterirdischen Ranken gefesselt. Jetzt erst erkannte ich die Gefahr, die mir und dem Pferd drohte. Da kam auch der Vater. Ich sah ihn in der Ferne auf der Brücke stehen und wild die Arme schwenken. Doch es war schon zu spät. In meiner Angst schnitt ich das Halfter ab, schwang mich aufs andere Pferd und überließ das blinde Tier seinem Schicksal. Am Ufer rannte ich atemlos davon. Ich kannte meinen Vater, er hätte mich sicher in seinem Jähzorn umgebracht.

Das blinde Pferd wurde doch gerettet und mit Stricken ans Land gezogen. Es war schrecklich zugerichtet. Die Schlingpflanzen hatten ihm die Beine zerschnitten. Vielleicht wäre alles nicht so schlimm gewesen, wenn nicht gerade dieses Pferd am nächsten Tage hätte verkauft werden sollen. So war natür-

lich nicht daran zu denken. Monatelang stand das blinde Pferd, das Opfer meines Leichtsinns, mit verwundeten Füßen arbeitsunfähig im Stall.

Das andere Erlebnis mit den Pferden war schmerzhaft für mich. Es war in den Schulferien und ich reiste wieder wochenlang mit meinen Eltern durch die Dörfer. Wir fuhren auf die Jahrmärkte und zu den Erntefesten, wir fuhren zu den Kirchweihen und Kindtaufen. Unser Handel blühte. So waren wir auch in ein Dorf gekommen und hatten unseren Stand aufgeschlagen und die Waren ausgebreitet. Das ganze Dorf war auf dem Markt. Es war ein buntes, lustiges Leben, mit wiehernden Pferden, schreienden und lachenden Menschen. Kleine Kinder bliesen auf billigen Trompeten durch den Lärm, Händler kamen und gingen, Musikanten spielten, an den Buden schrien die Ausrufer. Wir machten unsere Geschäfte.

In einem großen Gasthause, in dem auch unsere Pferde untergebracht waren, stand der Hof und der Vorplatz dicht gedrängt voll Wagen und Gefährten aller Art, ein wildes Gewimmel von Wagendeichseln, senkrecht, wagerecht, nach allen Himmelsrichtungen, kreuz und quer durcheinander, wie ein kleiner Mastenwald in einem Hafen. Ich sollte damals aus der Schule entlassen werden; das waren meine letzten Ferien. Ich stand im Hofe und hatte unsere Pferde besorgt. Unter den Pferden gibt es Beißer und Schläger, die man kennen muß, und die von den anderen Pferden getrennt werden müssen. Ich trat wieder in den Stall, um unsere Pferde zu tränken. Da schlägt ein fremder, übermütiger Bauerngaul nach mir und trifft mit voller Wucht den linken Arm. Ich wurde erst nach einiger Zeit aufgefunden. Der Arm war zerschlagen. Es folgte, was hinter solchen Unfällen immer folgt: Klugreden von „Aufpassensollen“, „Schimpfen“, die Suche nach dem Schuldigen und nach dem Eigentümer des Pferdes. Der Arzt kam, der Arm wurde eingeschient. Es gab großes

Heulen und Zähneklappern. Der Bauer des schlagenden Pferdes wollte unterdes in aller Stille abfahren. Der Vater aber war auf dem Sprung. Der Bauer wurde gestellt. Natürlich bekam ich Schmerzensgeld. Aber was hilft das Schmerzensgeld, wenn die Natur nicht hilft. Die Natur hat geholfen, der zerbrochene Arm heilte wieder aus.

Das wilde Bauernpferd zerschlug meinen Arm, aber es schlug auch die Tür auf zum wirklichen Leben. Der brutale Kampf ums Dasein begann, die Lehrzeit, meine Wanderfahrten, die Reise um den Erdball.

## Zweites Kapitel

### LEHRJAHRE

Ich habe in Regensburg gelernt. In dieser Lehrzeit wurde ich eindressiert für die kommenden Jahre, um das stumme, geduldige Arbeitstier im Joch zu werden. Der junge Großstadtproletarier ist viel besser daran. Er kommt in ein großes Geschäft oder in eine Fabrik, hat Kameraden, die die Welt kennen, und findet überall Gelegenheit, sich Wissen und Bildung anzueignen. Er kann, hat er nur den Willen dazu, aus eigener Kraft etwas aus sich machen. Was ihm die Armeleuteschule nicht gab, den Überblick und den Weitblick, in der großen Stadt lernt er bald sehen und kommt schließlich hinter alle Geheimnisse. Er findet Freunde und Genossen, die ihm durch alle Zweifel und Irrwege hindurchhelfen.

In meiner Lehrzeit habe ich keinen Freund und keinen Führer gefunden. Wenn ich spät am Abend in die einsame Kammer kam — ich schlief im Hause meines Lehrmeisters — dann sank ich erschöpft und todmüde aufs harte Bett. Wenn der Tag graute, fing schon wieder die Arbeit an. Die Gesellen waren selbst noch junge Männer. Sie lehrten mich nicht nur mein

Handwerk — ich wurde Fleischer — sie waren auch damals meine Lehrer in anderen Dingen. Der 16jährige ahmte sklavisch nach, was der 20jährige tat. Ich kämpfte, wie alle jungen Menschen, mit meinem heißen Blut. Die Nächte brachten trotz aller Müdigkeit wollüstige Träume von Frauen und Mädchen. Alle Begierden des Tages, aufgestachelt durch die Reden der Kameraden und durch ihre Lieder bei der Arbeit, wurden nachts im Traume erfüllt.

In der alten Stadt war ein Haus, vor dem eine rote Laterne brannte. Um dieses rote Licht sammelten sich meine heißen Wünsche. Ich kam hinter die Geheimnisse jeden Montag, wenn die Gesellen ihre Sonntagsabenteuer besprachen. Ich blieb nicht lange stummer Zuhörer, bald sprach ich mit den Kameraden über meine Sonntagserlebnisse.

Die Sehnsucht nach der Frau und der weiten Welt erfüllte mich damals ganz. Die Gesellenprüfung hatte ich mit Erfolg bestanden. Der Weg in die Welt war frei! Ich schnürte eines Tages mein Bündel, besuchte meine Schwester in München. Die Schwester war verheiratet und betrieb eine Wirtschaft, wo ich als Helfer sehr willkommen war. Doch die Wandersehnsucht trieb mich bald fort. Schon nach einigen Monaten begann meine große Irrfahrt nach dem Glück. Ich war ganz voll von der Sehnsucht nach der Ferne. Aber es waren auch andere Dinge, die mich forttrieben. Ich wollte die Kenntnisse in meinem Berufe erweitern. Es war eine alte Tradition, daß die jungen Gesellen wandern müssen, damit sie tüchtige Gesellen und später tüchtige Meister werden können. Diese Überlieferung stammte noch aus vergangenen Jahrhunderten, wo es möglich war, über das Gesellentum hinaus Meister zu werden. Jetzt hat die industrielle Entwicklung auch diese Tradition zerrissen. Im Zeitalter der Arbeitsteilung an der Maschine kann es keine ehrsamten Schlichtergesellen mehr geben.

Ich wanderte von München und ohne Scheckbuch in den Tag hinein, nach Süden, in die Schweiz. Der kleine Rest meiner Ersparnisse war bald aufgegessen. Ich wanderte über Augsburg nach Lindau, Konstanz, an die Schweizer Grenze. Da mir der Heimatschein, das einzige maßgebende Dokument für die Schweiz, fehlte, so ging ich auf Schleichwegen über die Grenze. Ich kam nach Romanshorn, St. Gallen, kam in die hohen Gebirgsgegenden, kam bis Bern und sah die mit ewigem Eis bedeckten Berge. In Basel bekam ich Arbeit. Aber nach vierzehn Tagen wanderte ich weiter. Ich war nicht in die Welt gezogen, um nach einigen Wochen in Basel zu arbeiten. Unweit der Stadt aber, auf meiner Wanderschaft, erreichte mich das Schicksal. Ein Gendarm brachte mich, weil ich keinen Heimatschein hatte, als Schübling über die Grenze nach Deutschland zurück. Meine Begeisterung für die schöne freie Schweiz und ihre hohen Berge war etwas gewaltsam abgekühlt. Ich erinnerte mich einer entfernten Verwandten, die in der Stadt Freiburg lebte. Ich beschloß sie zu besuchen. Ich wurde sehr gut aufgenommen. Ich suchte Arbeit; in einer Wurstfabrik wurde ich eingestellt.

Ich hatte in einer Kleinstadt gelernt, lebte mit dem Meister und den Gesellen in einem Hause — hier in dieser Fabrik aber war schon Arbeitsteilung durchgeführt, es ging alles mit Maschinenbetrieb. Es gab geregelte Arbeitszeit. Die Hörigkeit, die ich von meiner Lehrzeit her noch gewohnt war, wo die Gesellen und die Lehrlinge mit zum Haushalt zählten und dem Meister jederzeit zur Verfügung stehen mußten, — diese Hörigkeit gab es hier nicht. Es war eben eine Fabrik. Die Kameraden waren keine biedereren Handwerksgesellen mehr, sie waren moderne Lohnarbeiter, die zur Arbeit kamen und gingen, deren Verhältnis zum Fabrikbesitzer durch einen Arbeitsvertrag geregelt war. Das war für mich eine noch fremde Welt. Hier begann meine große Wandlung.

Zum ersten Male begriff ich, wie mächtig die Arbeiter durch Zusammenschluß sind, begriff das Wesen der Organisation und den geschlossenen Kampf gegen jede Unterdrückung.

Ich schloß mich besonders einem Kameraden an, der mir von Anfang an durch seine Bereitwilligkeit entgegenkam, mit der er mir alle jene kleinen Kunstgriffe zeigte, die man bei der Maschinenarbeit braucht. Ich sah und fühlte durch seine selbstverständliche Kameradschaft, daß dieser Mensch irgendwo wurzeln müsse, daß ihm von irgendwoher eine besondere Kraft zuströme. Wir sprachen oft miteinander, er erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, wie ich wohne, wie ich lebe, wo ich gelernt hätte, wo meine Heimat sei, und eines Tages fragte er mich, ob ich nicht in den Verband eintreten wolle. Ich solle mit ihm gehen nach dem Verbands-Bureau: „jeder anständige Schlächtergeselle müsse organisiert sein“. Das leuchtete mir ein. Dann aber lockte mich auch noch die Aussicht auf Reiseunterstützung, die ich nach einigen Monaten vom Verband bekommen würde.

Ich ging mit meinem neuen Freunde zum Verbandsbureau. Das war ein kleiner, dürftig eingerichteter Raum. An der Wand über dem Schreibtisch hingen in großen schwarzen Rahmen die Bilder von Karl Marx und Friedrich Engels. An der gegenüberliegenden Wand leuchtete ein mächtiges Plakat, auf dem eine ideale Frauengestalt, in der Hand die rote Fahne, der aufgehenden Sonne entgegenschreitet. Im Hintergrund des Bildes sah man eine unabsehbare Schar von Arbeitern, Frauen und Kindern, die sehnsuchtsvoll ihre Arme dem Licht und Leben entgegenstreckten. Ich betrachtete, während mein Freund mit dem Genossen redete, diese Bilder. Besonders der Löwenkopf von Karl Marx machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck.

Es war nicht klare Erkenntnis, die mich erfüllte:

aber dennoch war in mir ein dumpfes Gefühl von der Notwendigkeit des Kampfes gegen die Ungerechtigkeit. Ich war erfüllt von dem Bewußtsein, das mir das einfache Verbandsbuch überall die Herzen und Türen meiner Kameraden öffnen würde, die mir sonst verschlossen blieben. Dieses Buch war das sichtbare Zeichen, das ich zu ihnen gehörte. Die kameradschaftliche Hilfe meines Arbeitskameraden in der Fabrik überzeugte mich mehr von der praktischen Solidarität der Arbeiterklasse, als es hundert Reden ohne Taten hätten tun können. Ich war eingereiht in die große Armee des Sozialismus. Noch war ich ein stummer Soldat, ein Statist der Bewegung; noch glaubte ich, daß die Organisation allein der Zauberstab sei, der zum Lande der Menschenfreiheit führe. In dieser Stunde war ich begeistert. Dann aber kamen lange Jahre der Gleichgültigkeit. Das Leben nahm mich in seine brutalen Hände.

Sieben Monate blieb ich in Freiburg, dann wanderte ich quer durch Deutschland hin zum Meere. Ich hatte die Alpen gesehen — jetzt wollte ich zur See fahren.

### Drittes Kapitel

#### IN DIE WEITE WELT

Von den großen Seestädten hatte ich in Herbergen schon oft erzählen hören. Ich traf Kameraden, die Seeleute gewesen waren und die dieses Leben in den herrlichsten Farben schilderten. Ich lauschte mit großen Augen. Damals dachte ich noch nicht daran, warum die Erzähler denn nicht auf ihren Schiffen blieben, wenn die Weltreisen so wunderbar waren. Warum fuhren sie nicht nach New York oder Yokohama, warum hatten sie das Weltmeer verlassen und wanderten in der heißen Sonne die Landstraßen entlang, hungernd oft und durstend? Erst später, als auch ich

über die Meere fuhr, habe ich begriffen, warum der Seemann auch auf den Landstraßen wandert.

Eines Tages traf ich einen Handwerksburschen, der mir auf hunderterlei Arten bewies, daß jeder, der seefahren will, tätowiert sein muß. Da ich seefahren wollte, ließ ich mich natürlich tätowieren. Ich war Fleischer — also ließ ich Fleischergerät auf die Arme eintätowieren.

Ich wanderte nach dem Meer. Ich hatte viel Hunger, und die Füße schmerzten, aber am Ende der Reise war ja das Meer, lagen ja die Schiffe, auf denen ich nach neuen Weltteilen ausfahren wollte. Die Lüneburger Heide glühte im Hochsommer. Sumpf und Sand, die weiten roten Felder von Erika, ab und zu eine Schafherde oder eine kleine Hütte, ganz selten ein Dorf. Die Lüneburger Heide soll schön sein, sagen die Wanderer, aber ich war müde und hungrig und hatte kein Geld, und die Schönheit ist für die, die satt sind und Geld haben. Nach mühseliger Wanderung kam ich nach Hamburg.

Natürlich ging ich sofort nach dem Hafen. Dort stand der phantastische Wald der Schiffsmasten, dort rauchten die Schloten der großen Überseedampfer, Sirenen heulten, Fährboote und Schaluppen durchfuhren das Wasser, Rauch und Ruß und Geschrei, Eisenbahnzüge rollten, große eiserne Krane arbeiteten — das war eine neue Welt für mich, der ich aus einer kleinen Stadt gekommen war.

Aber es gibt auch noch ein anderes Hamburg, dort häuft sich nicht der Reichtum der ganzen Welt, dort sammelt sich das Elend an. Ich sah die Schifferkneipen, betrunkene Matrosen und Seeleute, Kohlenträger und die bunten Hurenstraßen, es war dasselbe Bild, das ich später noch in anderen Städten sah: In Amsterdam und London, in New York und Sidney, in Bombay und Neapel.

Wenn die Seeleute nach den langen Reisen ans Land kommen, gehen sie in die Kneipen oder zu den Mädchen. In Hamburg, in New York oder London — es ist immer derselbe Weg. In Hafenstädten sitzen die Dirnen, weiße, schwarze gelbe, braune, sie sitzen in Seemannskneipen und warten auf die Männer. Schnaps oder Wein strömt, macht besinnungslos und wirft die Männer und die Frauen zueinander wie Tiere.

Das schreibe ich jetzt, in meiner einsamen Zuchthauszelle, aber damals sah ich noch nicht die Zusammenhänge und die Abgründe, ich war jung und wollte ein Seemann werden und wurde ein Seemann, ich fuhr in die Welt hinaus nach New York und Sidney und habe gelebt wie die anderen.

In Hamburg bekam ich keine Arbeit. Das amtliche Heuerbureau der Hamburg - Amerika - Linie liegt auf einem Hügel, von dem aus ein großer Teil des Hafens zu übersehen ist. Ich ging zu diesem Bureau. Auf dem Platz vor dem aus roten Backsteinen erbauten schmucklosen Gebäude standen die Seeleute im Gespräch. Dort standen gutgekleidete Stewards, Stewardessen, stand technisches Schiffspersonal, standen die Handwerker und die Maschinenwärter, dort standen auch die Kohlentrimmer, in Netzhemd und Mütze, die kragenlosen Arbeiter, die kurze Seemannspfeife im Munde oder Priemkauend. Dazwischen drängten sich Händler, die kauften und verkauften, vom Gummikragen an bis zu goldener Uhr, Brillantringen oder kompletten Seemannsausrüstungen. Im Gebäude selbst, in einem großen Saal war der Betrieb noch lebhafter. Ab und zu öffnete sich ein Schalter, eine laute Schifferstimme schrie in den Lärm, der augenblicklich verstummte. Der Rufende nannte zuerst den Namen eines Schiffes, dann die Reihe der für dieses Schiff gesuchten Seeleute. Wer mitfahren wollte, wer den Posten annahm, reichte sein Seemannsbuch durch den Schalter.

Wenn der Name eines Schiffes ertönte, setzte unter den Wartenden auch schon die Kritik ein: „Der Kasten“ — Kasten heißt im Seemannsdeutsch das Schiff — „ist gut, der ist zum Kotzen, dort taugt der Kapitän nichts, aber das Essen ist gut“ usw.

Die Seeleute waren wie eine große, einzige Familie. Sie kannten alle Meere und alle Schiffe. Sie erzählten einander von den Schiffen, so wurden alle Schiffe bekannt. Das Schiff ist eine Welt für sich. Der Kapitän ist der absolute Beherrscher dieser Welt. Ist der Kapitän ein Tyrann, wird er schlechte Leute bekommen; hat er aber Verständnis und Einsicht, bekommt er gute Mannschaft.

Die persönlichen Sympathien für den Kapitän, für den „Alten“, wie er genannt wird, spielt auf dem Arbeitsmarkt der Seeleute eine große Rolle. Der Kapitän hat unbedingte Gewalt. Für die Zeit der Reise gibt es bestimmte strenge Gesetze. — Es liegt am Kapitän, ob das Leben auf dem Schiff zur Hölle wird oder nicht. Durch das mehr oder minder persönliche Verhältnis des Seefahrers zum Kapitän unterscheidet sich der Seemann vom Proletarier der Städte. Dem Neuling, dem Beobachter erscheint der Unterschied romantisch.

In Hamburg fand sich keine Arbeit. Ich blieb noch viele Tage in der Stadt, trieb mich herum, hungerte auch, war fieberisch von der Hoffnung, doch noch Arbeit zu finden. Umsonst. Ich wanderte weiter nach Bremen und von da nach Bremerhaven. Dort dieselben Bilder wie in Hamburg, nur in verkleinertem Maßstabe.

In Hamburg und auf der Wanderschaft nach Bremen hatte ich doch schon einige Erfahrungen gesammelt. Ich hatte herausbekommen, wie man auf ein Schiff gelangt. Man muß ganz unten anfangen. Ich fing ganz unten an und wurde als Kartoffelschäler und Küchenaufwärter angestellt. Ich freute mich sehr. Nun lag die Welt offen vor mir. Ich fuhr auf einem großen Schiff über die Meere!

Mein kleines Bündel war bald verstaubt. Zwei Tage vor der Abfahrt wurden die letzten Formalitäten erfüllt. Die Beamten des Seemannsamtes erschienen, die Schiffsmannschaft trat in einem Saal an, die Bestimmungen und Paragraphen des Seerechtes wurden verlesen. Nun erst waren wir richtig ausgemustert. Ich war gesetzlich verpflichtet, auf dem Schnelldampfer K. W. vom Norddeutschen Lloyd als Kartoffelschäler eine Reise nach Nordamerika und zurück auf unbestimmte Zeit mitzumachen.

#### 4. Kapitel

##### DIE REISE NACH AMERIKA

Wir fuhren ab. Die Passagiere standen auf dem Verdeck, es war ein flatterndes Meer weißer, abschiedwinkender Tücher nach dem Lande und von da nach unserem Schiff. Viel Hoffnung war in diesem Grüßen, viel Verzicht, manche Tragödie fand ihren Abschluß, manche ihren Anfang. Nun begann die Kapelle zu spielen. Die Schornsteine qualmten in dickem gelbem Rauch. Der Wind stieß in den Rauch, daß er wie eine riesige schmutzige Fahne wehte. Noch lagen die Schiffsmaschinen still. Von zwei Schleppern gezogen glitt das Schiff die Weser hinab. Auch mich ergriff, obwohl mir niemand zuwinkte, der heftige Scheidegruß auf dem Schiff und auf dem Land. Die weißen Tücher verschwanden bald, die winkenden Menschen verschwammen in der Ferne. Wehmut stieg in mir hoch. Sie war rasch überwunden. Noch einmal hielt der Dampfer in Bremerhaven. Die Passagiere der ersten Klasse wurden aufgenommen.

Bald fuhren wir in die offene See. Dort lag ein Feuerschiff, dort ein Leuchtturm. Die ersten grünen Wogen der Nordsee rollten an. Das Schiff warf sich breit in die Flut. Wir waren auf offener See!



„Über den Köpfen der 2000 wandeln die 600 Auserwählten“

Die Schiffsmaschine stampfte rhythmisch, und an die Bordwand schlugen die Wellen. Noch umflatterten uns schreiende Möwen. Bald sahen wir nichts als Wasser. Auf dem Deck standen die Weltreisenden: Deutsche, Schweizer, Italiener — die reichen Leute aus aller Herren Ländern.

Auf dem Schiff waren 600 Passagiere erster und zweiter Klasse; im Bauche des Schiffes, im Zwischendeck, 2000 Proletarier. Sie waren im dunklen Raum zusammengepreßt. Sie lagen da mit ihrem kleinen Gepäck. Hier waren die Heimatlosen Europas mit all ihrer Not und Sehnsucht versammelt. Die Luft war verdorben. Kinder weinten, Männer und Frauen lachten, in allen europäischen Sprachen wurde gesprochen und geschrien. Das war die Unterwelt. Über den Köpfen der 2000 wandeln die 600 Auserwählten, die Passagiere der ersten und der zweiten Klasse. Die da oben standen und saßen im Licht und hatten alles, die da unten träumten von neuer Arbeit in amerikanischen Urwäldern, sie dachten manchmal an die ferne Heimat, — an die polnischen, russischen oder preußischen Dörfer, aus denen sie auswandern mußten.

Das Schiff war eine Welt für sich. Ein kleines schwimmendes Abbild der Erde, mit Unten und Oben, mit Himmel und Hölle! Zwei Welten fuhren auf schwachen Planken durch das unendliche Meer. Nirgends ist die Grenzscheide zwischen der besitzenden und besitzlosen Klasse so scharf gezogen, so brutal markiert, wie auf einem Ozeandampfer. Es muß schon ein mächtiger Sturm blasen, um die Grenzen zu verwischen. Ich habe auf meinen Seefahrten viele Stürme erlebt, die unser Schiff über die heulende Flut jagten. Da war die Oberklasse bleich und zitternd, da winselte sie um ihr Leben. Wenn die Wellengebirge auf uns zu stürzten, um das Schiff in die Tiefe des Meeres zu schleudern, da war bei denen, die sonst lächelten und tanzten, die wahnsinnige Todesangst. Im Halbdunkel

des Zwischendecks saßen die Auswanderer zusammen in dumpfer Ergebenheit.

Auch auf der ersten Reise hatten wir Sturm. Wir fuhren durch den Kanal. Die englische Küste wurde sichtbar. Die weißen Kreidefelsen schimmerten. Ich war seekrank. Der Seeteufel oder vielmehr sämtliche Seeteufel hatten mich gepackt. Ich verfluchte die Seefahrerei. Ich schwur, nie mehr ein Schiff zu besteigen. Viele Kameraden, die zum ersten Male mit dem Schiff fuhren, verfluchten Schiff, Sturm und Meer. Aber auch das ging vorüber. Am siebenten Tage unserer Reise liefen wir in Amerika ein.

Das Deck war voller Menschen. Wir legten an der Quarantänestation an. Nach der Untersuchung dampften wir den Hudson herauf. Die Musik spielte wieder wie bei der Ausfahrt. Wir fuhren an der Freiheitsstatue vorüber, an den Forts von New York, an dem Zuchthaus Sing-Sing. Wir sahen auch die ersten Wolkenkratzer.

Endlich legten wir an. Wieder flatterten Tücher, winkten Menschen uns zu. Die Krane begannen ihre Arbeit. Die rissen mit stählernen Armen aus dem Bauch des Schiffes das Gepäck der Passagiere, über die herabgelassene Freitreppe strömte der Menschenstrom. Wir waren in Amerika, dem großen Sammelbecken der Welt, in dem sich alle Nationen der Erde treffen. Noch einen letzten Blick auf die Stadt, dann mußte ich zurück an meine Arbeit und wartete fiebernd auf die Stunde, da auch ich ans Land gehen durfte, um den Traum meiner Jugend, einen neuen Erdteil leibhaftig vor mir zu haben, erfüllt zu sehen.

Das also war New York! Ich wanderte den Brodway hinauf, erfüllt von staunender Bewunderung. Die Wolkenkratzer waren hoch wie Berge. Die Straße brüllte. Zeitungsverkäufer schrien. Signalhupen gellten. Der Lärm der Großstadt stieg donnernd auf. Ich war wie hilflos und betrunken in dieser Stadt. Ich

wandte mich und ging zum Hafen, war müde und ging aufs Schiff. Im Traum wuchs der riesige Polizist, den ich an einer Straßenkreuzung gesehen hatte, zu einer Riesengestalt. Der runde Helm bedeckte den mächtigen Kopf. Der ausgestreckte Arm mit dem Gummiknütel wies gebieterisch in den nächtlichen Himmel. Im Traum sehe ich schärfer zu, und ich bemerke, wie der riesige Polizeimann sich verwandelt und die Statue der Freiheit wird, die am Eingang des Hafens steht und ihr Licht über den Ozean leuchten läßt, um den europäischen Völkern die Freiheit Amerikas zu verkünden. Ich erwachte aus meinem Traum und ging stumm und verdrossen an die Arbeit.

Fünfmal fuhr ich mit dem Schnelldampfer K. W. von Bremerhaven nach New York und zurück. Nach sieben Tagen Arbeit auf dem Meere lagen wir vier, fünf, manchmal auch vierzehn Tage im Hafen von New York. In diesen Ruhetagen streifte ich durch die Stadt, am Tage, oft auch in der Nacht. Wir hockten auf den hohen Drehschemeln der „American Bar“, wir tranken Bier und Branntwein. Unser Lohn wanderte in die unergründlichen Taschen des Wirtes.

Auch in New York gibt es Höllen für die Armen. Ein amerikanisches Boarding House ist so eine Hölle. In ihr leben die armen Leute. Wenn von einem Deutschen geredet wird, der in Amerika reich geworden ist, so ist er sicher in 50 von 100 Fällen Boarding-House-Besitzer in Hoboken gewesen. Der Deutsche versteht es wie kein anderer, in einem fremden Lande seine eigenen Landsleute auszubeuten. Er beutet sie aus unter der treudeutschen Maske patriotischer Biederkeit.

Wenn die Nacht über New York kommt, dann wandern die Armen und Elenden, die aus der ganzen Welt mit großen Hoffnungen nach Amerika gefahren sind, nach dem Hafen oder den Anlagen und suchen sich wie Tiere einen Ruheplatz für die Nacht. Viele von ihnen

sind die Opfer schamloser Schwindler, die ohne Herz und Gefühl den Armen den letzten Dollar abgenommen haben, und die nun, von den Abfällen des Hafens lebend, grausam zugrunde gehen. Auch ich habe dieses Leben durchkosten müssen.

Auf der letzten Reise nach New York wurde ich krank. Ich kam vom Schiff ins Seemannshospital. Während meiner Krankheit fuhr das Schiff ab. Ich war in Amerika ohne Geld und Arbeit. Ich wollte auf dem Lande Arbeit suchen. Das war für mich nicht leicht. Ich verstand die Sprache nur wenig, war krank und ausgehungert und lief und lief nach Arbeit. Endlich bekam ich Arbeit in einem Boarding House, als Hausdiener, Messerputzer, Mädchen für alles. Vorher schlief ich in den Anlagen und lebte, wie tausend andere, von den Abfällen des Hafens. Wir bettelten die Schiffe ab.

Als Hausdiener verdiente ich sehr wenig, aber ich konnte mich doch wenigstens sattessen und körperlich erholen. Der Besitzer des Hauses war ein Deutscher. Er lebte von den letzten Kupfermünzen der Ärmsten und wurde dick und fett. Als ich mit ihm einmal darüber sprach, stand ich in der nächsten Stunde arbeitslos auf der Straße. Nach einigen Tagen war ich Bauarbeiter.

Arbeit, sagt man, schändet nicht. Gewiß, sie tötet nur. Die amerikanische Arbeit ist Hetzarbeit und mordet den Arbeiter tausendmal schneller als sonstwo auf der Welt. Ich war jung und wollte mich nicht hetzen lassen. Meine Kameraden erzählten viel vom Westen. Im Westen mußte nach allen Erzählungen das Gold auf der Straße liegen. Ich machte mich auf nach dem Westen. Mit einigen Dollars begann meine Fahrt. Das Geld war bald aufgezehrt. Mit Mühe und Not erreichte ich, wandernd oder als Schwarzfahrer auf den Güterwagen der Eisenbahn, die Städte Philadelphia, Baltimore und endlich Chicago.

## 5. Kapitel

### WILDWEST

In Chicago war ich Hausdiener in einem Hotel. In diesem Hotel stieg oft ein dicker Amerikaner ab, der sah, daß mich diese Stellung nicht sonderlich begeisterte. Wir sprachen miteinander über Amerika, über die Arbeitsmöglichkeiten, und am Ende des Gespräches zog er sein Notizbuch heraus und gab mir die Adresse einer Farm. „Diese Farm braucht tüchtige Arbeiter.“ Natürlich wollte ich hin. Die Farm lag in Texas in der unendlichen Prärie. Ich verließ Chicago, neue Abenteuer lockten mich. Der Amerikaner erzählte von dem herrlichen Leben der Cowboys, von ihren wilden Ritten durch die endlosen Steppen, von der verschwenderischen Fülle der Natur, von der Arbeit, die hier eigentlich nur Spielerei sei. Ich erreichte diese Farm. Sie war eine der vielen Pferdefarmen in Texas, die weitab von allen Verkehrswegen lagen und immer nach Arbeitskräften hungerten. Ich wurde als Cowboy eingestellt.

Es begann das wilde lustige Leben in der Steppe. Die Arbeiter auf dieser Farm waren Ausländer, Russen und Polen, auch einige Mischlinge waren da, und Indianer. Ich war der einzige Deutsche. Wir waren trotz der Verschiedenheit der Rasse und Hautfarbe gute Kameraden. Nach Ablauf einer gewissen Lehrzeit ritt ich schon wie ein richtiger Cowboy auf den ungesattelten Pferden. Meine Lehrmeisterin war eine junge Vollblutindianerin. Ich hatte sie „Wildrose“ getauft. Die Frauen und Mädchen auf der Farm arbeiteten genau so wie die Männer. Es gab da keinen Unterschied. Die Tage waren voll harter Arbeit.

In den Sommernächten saßen die russischen Kameraden eng zusammen, sie musizierten, und ihre schwermütigen Lieder schluchzten durch die Sommernacht. Am Himmel standen die großen funkelnden Sterne,

aus der Steppe wehten die Gewürzwoiken der Blumen und Gräser. Ich war jung, die Indianerin war jung, wir saßen in den Nächten eng beisammen. Wohl sprach ich sehr schlecht englisch, aber wie Weinen oder Lachen allen Völkern gemeinsam ist, Schmerz und Freude, so spricht auch die Liebe die allen verständliche, überstaatliche Natursprache. Diese Sommermonate auf der Pferdefarm in Texas waren die schönsten Monate, die ich in Amerika erlebt habe.

Im Herbst nahm ich Abschied von der Indianerin, den wilden Pferden und den Kameraden. Ich schlug mich durch zum Mississippi und fuhr mit einem Holzdampfer den breiten Strom hinunter nach New Orleans. Von dort aus fuhr ich nach New York. Ich war jetzt nicht mehr der hilflose Proletarier, jedem Ausbeuter preisgegeben; ich hatte mir etwas Geld erspart. Ich war ein freier Mann.

Ehe meine Ersparnisse ganz aufgezehrt waren, nahm ich Arbeit auf einem Schiff, das von New York nach Genua fuhr. Man nannte diese Fahrt im Seemannslatein die Makkaronitour. Auch als Seemann war ich sozial gestiegen, ich war nicht mehr Kartoffelschäler, ich war Pantryman und hatte die kalte Küche unter mir. So fuhr sich's schon leichter übers Meer.

Ich bin viele Jahre über die Weltmeere gefahren. Ich war in Japan und China, in Amerika und Australien. — Die Welt war wundervoll, aber neben dem Glanz stand überall das Dunkel, neben den reichen Palästen die Kerker und Zuchthäuser für die, die sich empörten und gegen die Gesetze der Herren verstießen. Es war in allen Ländern das Gleiche, — mochten die Menschen nun gelb, schwarz, braun oder weiß sein.

## 6. Kapitel

### DIE LETZTE GROSSE FAHRT

Wir kamen aus Ostasien nach Hamburg. Der Dampfer war reparaturbedürftig und ging ins Dock.

Für die Schiffsbesatzung war eine längere Ruhepause gekommen. Auf der Fahrt durch das Rote Meer hatte ich Malaria bekommen. Schon aus Gesundheitsrücksichten mußte ich einige Monate vom Schiff fernbleiben. Ich fuhr in meine Heimat nach Kehlheim. Das war ein glückliches Wiedersehen! Der Vater war alt geworden. Er war sehr stolz und schleppte mich als Wundertier zu allen seinen Bekannten in der Stadt und bis in die Dörfer hinaus. Ich ließ mich anstauen und erzählte von fernen Ländern, erzählte vom Meer und seinen Stürmen, von den Städten und Erdteilen, die sie nur als Kinder auf dem Atlas gesucht hatten, um sich ihrer später nie mehr zu erinnern.

Ich hatte von meinen Fahrten verschiedene Andenken mitgebracht: elfenbeingeschnitzte Tiere aus Japan und China, zarte, wundervoll geflochtene Körbchen und Gefäße, in phantastischen Formen und leuchtenden Farben, einen malaischen Kris, das flammende Dolchmesser, Schnitzereien aus der Südsee und einen ausgestopften Katzenhai. Die braven Pfahlbürger rissen Maul und Augen auf und staunten mich an. Ich sonnte mich in der allgemeinen Bewunderung.

Auch die Mutter war alt und grau geworden. Der Handel auf den Dörfern und Jahrmärkten bestand noch. Ich zog mit meinen Eltern auf die Dörfer, wie in der frühen Jugend. Meine Schwester Walli war nach Australien ausgewandert. Ich kannte die Welt, Australien lockte mich. Ich beschloß, meine Schwester in Australien zu besuchen. Wie herrlich mußte es sein, dort unten ein kleines Vermögen zu erarbeiten, dann nach der Heimat zurückzukehren und mit den alten Eltern zu leben! Nach einigen Wochen nahm ich zum zweiten Male Abschied, ich zog wieder in die Welt, nicht mehr der jugendliche Schwärmer, sondern der wissende Mensch.

Wieder fuhr ich von Bremerhaven aus. Über Gibraltar durch den Suezkanal und das Rote Meer, und den

Stillen Ozean ging die Fahrt. In Manila wurde ich krank: das Malariafieber hatte mich gepackt. Ich wurde ausgeschifft und ins Hospital gebracht. Natürlich war das Schiff abgefahren, als ich wieder gesund wurde.

In jenen Breitengraden ist infolge des Klimas der Wechsel an Mannschaft sehr groß. Ich bekam bald Arbeit auf einem Schiff, das nach Sidney nach Australien fuhr. Der Hafen von Sidney ist neben dem Hafen von Rio de Janeiro der schönste auf der Welt. Die Stadt ist von Bergen umschlossen. Die Bucht von Sidney bildet ein natürliches Becken, in dem die Schiffe vor Anker gehen können, von den Stürmen geschützt.

Wir fuhren in den Hafen ein. Australneger empfangen das Schiff mit betäubendem Lärm. Vom Schiff aus betrachtete ich das wilde Durcheinander. Der weiße englische Polizist dirigiert mit seinem Gummiknütel die schwarzen Gepäck- und Lastträger. Es war das Leben und Treiben eines großen Hafens, wie ich es schon hundertmal gesehen hatte, das aber immer neu den Betrachter reizt und lockt. Am nächsten Tage verließ ich das Schiff.

Meine Schwester lebte unweit von Sidney in einer kleinen australischen Stadt. Die Landschaft war sonderbar. Die Straßen und auch der Bahndamm waren mit riesigen Stechpalmen, Mandelbäumen, Zitronen-, Orangen- und Feigenbäumen eingesäumt. Das Land fällt von der Küste nach dem Inneren zu ab und geht dann in eine völlig unfruchtbare Salz- und Sandwüste über, die von zwerghaften australischen Nomadenstämmen durchzogen wird. Diese Stämme stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe: sie leben noch in der Steinzeit. Sie erinnern viel mehr an zweibeinige Tiere als an Menschen. Sie gehen zugrunde, sie werden ausgerottet.

Auf den australischen Steppen sind große Schafzuchtereien angelegt und viele dieser Nomadenstämme

ernähren sich vom Hammeldiebstahl. Daher der unbarmherzige Krieg der Schafzüchter gegen die Neger. Sie werden abgeschossen, es sei denn, daß sie als Schafhirten die überlegene europäische Kultur anerkennen und brave Arbeiter werden.

Man müßte ein grausames Buch schreiben, wie sich Europa die Welt erobert hat, wie der weiße Mann die schwarzen, roten, braunen, gelben Völker betrogen und belogen hat, sie ausbeutet und zugrunde richtet. Man müßte beschreiben, wie zuerst die Pfaffen mit ihrem Christentum kommen, dann die Kaufleute mit Glasperlen und Schnaps, dann die Soldaten, wie dann das Land oder der ganze Erdteil annektiert wird, wie die kapitalistische Maschine in den fernen Ländern zu arbeiten beginnt und ganze Völker ausrottet; man müßte in diesem Buch aber auch schildern, wie sich die farbigen Völker rächen, wie sie sich zusammenschließen und sich empören. Dieses Buch wird von den unterdrückten Kolonialvölkern schon seit vielen hundert Jahren vorbereitet und geschrieben: die nationalen Revolutionen in Indien und China und Ägypten sind eindringliche Abschnitte dieses Werkes.

Die eingeborene Bevölkerung in Australien ist beinahe vernichtet. Die Weißen haben gesiegt. Es gibt in Australien wenig Kirchen, aber um so mehr Sekten. An allen Ecken und Enden hört man ihre religiösen Lieder oder Ansprachen. Die englische Frömmerei triumphiert. Ich glaube, daß dieses Sektenwesen noch aus jener Zeit stammt, wo Australien eine englische Verbrecherkolonie war, wo viele Großväter der jetzigen Herren noch mit langen Ketten in den Bergwerken ihre Verbrechen abbüßten. Heute ist aus der ehemaligen Verbrecherkolonie ein Paradies für die Kapitalisten geworden, das Hilfesgeschrei nach Gott aber hat sich aus jenen furchtbaren Tagen noch erhalten.

Meine Schwester weinte vor Freude, als sie mich sah, auch der Schwager war erfreut. Wir hatten uns viel

zu erzählen, all die Jahre der Trennung mit den hundert Erlebnissen wurden durchgesprochen. Es ging den beiden verhältnismäßig gut. In der Nähe einer kleinen Stadt hatten sie ein kleines Landgut mit Hühnern und anderem Geflügel, mit Bienenzucht, Zitronen-, Feigen- und Mandelbäumen. So lebten sie ohne Sorgen. Mein Schwager arbeitete noch in seinem Beruf. Er war Maler.

Ich fand Arbeit in einer großen Konservenfabrik. Ich arbeitete fast ein ganzes Jahr in Australien, aber dann lockte mich doch wieder das Meer. Im Frühjahr 1914 ging ich nach Melbourne. Ich fuhr mit einem Schiff vom Norddeutschen Lloyd zurück nach Bremerhaven.

## 7. Kapitel DER WELTKRIEG

Im Suezkanal umschwirrten uns die ersten Gerüchte vom Krieg. Wir legten in Gibraltar an, und nach einigen Stunden ging es weiter in den Golf von Biskaya. Die Gerüchte über den Krieg wurden immer bestimmter, die Unruhe wuchs. Die Funkenstation wurde umlagert. Plötzlich ging es wie ein Lauffeuer durch das Schiff: „Es ist Krieg, wir müssen nach dem nächsten neutralen Hafen!“ Die Mannschaft wurde auf das Verdeck gerufen. Die Kriegsgesetze wurden verlesen. Unser Schiff wurde als Hilfskreuzer erklärt. Die Schiffskapelle spielte ohne Unterlaß; spielte: „Deutschland, Deutschland über alles“, die „Wacht am Rhein“ und andere schöne Lieder. Die Kriegsflagge wurde aufgezogen. Wir liefen in den spanischen Hafen Vigo ein. Schiff und Mannschaft wurde interniert. Im Schiff wurden verschiedene Maschinenteile abmontiert und an Land gebracht. Sie wurden von den spanischen Behörden beschlagnahmt. Wir blieben auf dem Schiff, waren jedoch frei und konnten nach Belieben an Land gehen.

So war der Krieg zu ertragen. Der spanische Wein war billig, die Spanier freundlich, wir dachten, der Krieg sei in einigen Wochen vorbei. Es kam aber ganz anders.

Eines Tages rief uns der Kapitän zusammen und teilte mit, daß der Norddeutsche Lloyd den abgeschlossenen Vertrag lösen müsse, da wir ja als Hilfskreuzer der Kriegsmarine angehörten; unser Gehalt müsse leider auf die Hälfte reduziert werden, um so mehr, als Deutschland gegen eine ganze Welt zu kämpfen habe. Auch wir Seeleute hätten mit an den Kriegslasten zu tragen. Wir schwiegen und dachten: „Nun, wenn es nicht anders geht, dann soll es so sein!“ Dann vergingen wieder einige Tage. Vigo war doch schön. Am schönsten natürlich für die Offiziere, Ingenieure, Obermaschinenisten usw. Sie waren voll des süßen, spanischen Weines und taten in ihren Reden Wunder an Kriegs- und Heldentaten. Sie waren große Patrioten. Sie tranken Wein. Sie gingen in die Bordelle.

Die Kost für die Mannschaft wurde immer schlechter. Gerüchte gingen durch das Schiff. Einer sagte, er habe gehört, unser halbes Gehalt solle wegfallen, wir bekämen in Zukunft nur noch Soldatenlöhnung; ein anderer behauptete, das Gehalt werde auf ein Drittel gekürzt. Wir wurden bald aufgeklärt durch den Kapitän: „Es sei immer noch Krieg, und wir bekämen nur ein Drittel des früheren Gehaltes.“ Wir murrten. Der Vertrag sicherte uns das volle Gehalt zu, bis das Schiff, ohne Rücksicht auf Krieg, Schiffbruch usw. wieder im Heimathafen eingelaufen sei. Später erfuhren wir, daß der Norddeutsche Lloyd sich auf ein Kriegsgesetz stützte, das die alten Vertragsbestimmungen aufhob. Unser Gehalt wurde gekürzt, die Schiffsoffiziere aber verlebten den Krieg in der spanischen Hafenstadt Vigo bei vollem Gehalt. Wir beschlossen, eine Delegation zum Kapitän zu schicken. Ich war der Sprecher. Ich

wurde als erster, als Aufwiegler und Hetzer vom Schiff gejagt.

Die Unzufriedenheit auf dem Schiffe wuchs, einer nach dem andern wurde entlassen, auf die Straße geworfen. Wir waren den Herrschaften zu teuer. Sie wollten das ganze untere Schiffspersonal los sein. Immer mehr und mehr Kameraden flogen auf die Straße, wir standen da ohne Geld und ohne Sprachkenntnisse. Wir diskutierten: „Was nun? Wie kommen wir nach Deutschland? Wie kommen wir heraus aus der Not?“

Wenn wir nicht verhungern wollten, mußten wir ein deutsches Konsulat oder ein neutrales Land erreichen, das uns unterstützte. Wir beschlossen nach langem Diskutieren, quer durch Spanien nach dem Mittelländischen Meer zu fahren und von da, es gehe, wie es wolle, weiter nach Italien. Wir verkauften unsere letzten Habseligkeiten, um das Fahrgeld für die Reise nach Madrid aufzubringen.

Wir fuhren los. Hätte mich damals nicht der Hunger geplagt, diese spanische Reise wäre eine meiner herrlichsten Erinnerungen. Aber so lagen wir Tag und Nacht auf den Bahnhöfen herum. Es war eine elende Fahrt. Endlich kamen wir nach Madrid. Ich hoffte, dort Arbeit zu finden, ganz gleich welche. Doch Spanien ist nicht Amerika. Arbeit gab es nicht.

Die deutschen Konsulate im Auslande waren nicht für die Proletarier da. Mit Mühe und Not bekamen wir einige Peseten Unterstützung. Wir hungerten. In Madrid waren viele deutsche Kameraden. Wir strichen durch die Stadt, nach Arbeit ausschauend. Manchmal verdiente ich auch etwas. Ich war Kofferträger oder Gelegenheitsarbeiter. Einmal besuchte ich einen Stierkampf. Ich saß hoch oben in der Arena auf einem der billigsten Plätze. Die Arena war voller Beifall und Begeisterung. Der wilde Stier riß vielen armen Pferden die Bäuche auf. Das ganze grausame Spiel freute mich

nicht. Aber dieser Stierkampf ist so ein Gegenstück zu den rechtgläubigen Spaniern, die die Knochen irgendeines zweifelhaften Heiligen anbeteten und in gewaltigen Prozessionen durch die Straßen tragen.

Wir blieben nicht mehr lange in Madrid. Der Hunger trieb uns fort. Vom Konsulat erhielten wir Fahrkarten nach Barcelona. Wir hofften, in dieser Stadt, alte Seefahrer, die wir waren, Arbeit zu finden. Nach fünftägiger Fahrt waren wir in Barcelona am Mittelländischen Meer. Die Stadt war überfüllt von deutschen Seeleuten. Der Krieg hatte sie von ihren Schiffen vertrieben. Alle wollten nach Deutschland. Die abenteuerlichsten Pläne wurden geschmiedet. Die einen wollten aus Patriotismus fort, andere hatten in Deutschland Frau und Kinder, die Not litten, die meisten aber trieb wohl der Hunger fort, das Unbeschäftigtsein, das Elend. Ein abenteuerlicher Plan stieg in uns auf.

Im Hafen von Barcelona lag unter anderen Schiffen auch ein alter Fischerkutter. Er schien herrenlos zu sein. Es tauchte der Plan auf, mit diesem jämmerlichen Schiff über das Mittelmeer nach Italien zu fahren. Das war ein so phantastischer Plan, kaum durchzuführen, aber immer wieder sprachen wir davon. Je größer die Not wurde, um so schöner wurde das herrenlose Schiff. Wir waren viele Male um die ganze Erde gefahren. Wir waren alte Seeleute, die viele Stürme erlebt hatten. Was war schon das kleine Mittelländische Meer?

Wir gingen ans Werk. Wir rüsteten das Schiff aus zur Fahrt. Proviant wurde von einigen deutschen Schiffen zusammengebetzelt, ebenso ein Kompaß, ein Sturmmesser, eine Wasserpumpe, zwei Flaggen, eine spanische und eine italienische. Der Kutter hatte ein Segel und sechs Ruder an Bord. Noch einmal setzten wir uns zusammen und besprachen die Fahrt. Einige Kameraden blieben im letzten Augenblick noch zurück.

35 Mann waren entschlossen, die Fahrt zu wagen. Es war eine Nacht im April, mit Sturm und Regen, als wir einzeln nach dem Hafen schlichen, wo der Kutter angekettet lag. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden. Nicht die Hafenspolizei oder der Diebstahl des Kutters war die Hauptschwierigkeit: es galt vor allen Dingen, unbemerkt durch die englischen und französischen Spitzel zu kommen, die Barcelona durchschwärmten. Wurden wir von diesen Spitzeln bemerkt, so wurde unsere Fahrt kurz von dem Hafen beendet, wo uns englische oder französische Kriegsschiffe abfangen und nach Korsika als Kriegsgefangene bringen würden. Hinter den Kriegsschiffen aber, wenn wir sie passierten, lag das weite Meer, drohte Sturm. Überraschte uns ein Sturm, waren wir verloren!

Das alles wußten wir, als wir nach dem Hafen gingen. Der Kutter war bald losgemacht, und wir fuhren in die dunkle, stürmische Nacht hinaus. Wir lagen abwechselnd an den Rudern. Die Arbeit machte uns Vergnügen. Endlich nach monatelangem Nichtstun wieder die Arme regen! Als wir aus dem Hafen glücklich heraus waren, setzten wir das Segel auf. Das morsche Schiff schoß, in allen Fugen krachend, auf das offene Meer hinaus.

Die Fahrt dauerte 29 Tage. In den letzten Tagen standen Tag und Nacht zwei Mann an der Wasserpumpe. Endlich liefen wir in der Bucht von Palermo ein. Wir waren von der mühseligen Arbeit erschöpft und beinahe aufgerieben. Unsere Kleider waren zerissen. Wir waren sehr schmutzig. Im letzten Augenblick, im Angesicht des rettenden Hafens, ergriff das Boot eine heftige Strömung und trieb uns wieder hinaus ins offene Meer. Wir schmissen uns verzweifelt in die Ruder. Das Segel hing schlaff am Mast herab, es war Windstille. Wir kämpften einen ganzen Tag und eine ganze Nacht im Angesicht des Hafens um die Einfahrt. Endlich kam günstiger Wind. Wir überwandten

die tückische Strömung und liefen im Hafen von Palermo ein.

Im Hafen war große Aufregung. Kein Mensch wollte glauben, daß wir von Barcelona kamen. Der Hafenkommendant nahm uns sofort in Verhör. Als er unsere Papiere und die Ausweise des Konsulats in Barcelona sah, wurde er schon freundlicher. Wir waren auf dieser langen Reise ganz heruntergekommen, waren zerrissen und sahen aus wie entsprungene Sträflinge. In der Quarantänestation wurden unsere Sachen desinfiziert. Dann wurden wir, von Soldaten bewacht, nach der Stadt ins Gefängnis gebracht. Auf unseren Protest hin kamen Wagen, die uns nach dem Bahnhof fuhren. Dort stand der deutsche Konsul. Er hielt eine große Rede von Seemannstreue und Vaterlandsliebe. Wir sagten, daß wir vor Hunger umfielen. Endlich bekamen wir warmes Essen und Fahrkarten nach Messina. Von Messina fuhren wir mit der Fähre nach Reggio. Wir fuhren über Rom, Florenz Lugano und Lindau nach München. Wir waren in der Heimat. Im Jahre 1915 kamen wir nach vielen Abenteuern in der Vaterstadt an. Ich kam arm und abgerissen zurück. Ein kleines Bündel war alles, was ich besaß. Der Vater war gestorben, die Mutter war alt und kränklich.

## 8. Kapitel

### DER ZUSAMMENBRUCH

Bisher, meine Freunde, habe ich von meinen abenteuerlichen Fahrten erzählt, ich habe versucht, in harten Strichen das Bild meiner Entwicklung zu geben. Wir haben die großen Meere gesehen, die großen Städte, die fremden Länder, jetzt möchte ich aber die Landschaft der Seele beschreiben, in der es auch große Ozeane und wilde Stürme gibt. Der Donner der Geschütze im Schlachtfeld hatte mich ganz aufgeweckt. Ich sah mit offenen Augen um mich her die furchtbaren Schrecken des Krieges. Wohl war es nur die

Front in der Heimat, aber auch da gab es Tote und Verstümmelte. Ich sah die Soldaten wie Schlachtvieh in den Krieg fahren. Zurück blieben die Frauen und Kinder, und hätte man alle Tränen, die beim Abschiednehmen geweint wurden, gesammelt, so wäre ein großer, bitterer See daraus geworden. Die Trägheit der großen Masse stachelte mich auf. Damals stiegen Gedanken in mir empor, durch eine Tat, durch ein weit hin leuchtendes Signal dem Schrecken des Krieges mit ein Ende bereiten zu helfen.

Alles, was ich jetzt niederschreibe, ist seelischen Ursprungs, alle Handlungen jener Tage waren geboren aus dieser inneren Spannung und ihrer zwangsläufigen Folgerung.

Ich war jahrelang in der Fremde herumgeworfen worden. Die Sehnsucht nach einem eigenen Heim brannte in mir empor. Einige Monate nach meiner Heimkehr starb die alte Mutter. Ich lebte jetzt in München, war Schankkellner im Hauptbahnhof. Täglich mußte ich 13 bis 15 Stunden arbeiten. Auf dem Bahnhofs sammelte sich das Elend des Volkes, Männer und Frauen, die in die großen Hallen und kahlen Warteräume Tag und Nacht strömten. In den großen stinkenden Wartesälen saßen an den schmierigen Tischen die „feldgrauen Helden“, klotzige Bauernburschen, die stupide auf die Frontzüge warteten. Neben ihnen saßen oft Arbeiter und diskutierten über den Krieg, den „großen Schwindel“, wie sie ihn nannten. Wenn sie über den Krieg sprachen, wurde ihr Gesicht verächtlich: sie sahen hinter die Kulissen. Nach außen hin — Vaterland und Heimat, heilige Erde; und dahinter — die großen Puppenspieler der Industrie, die ganze Armeen an ihren Strippen zogen und bewegten, dahinter die großen Schieber, die fett und rund wurden, während Hunderttausende in der Front verreckten oder in Deutschland, im Vaterlande, an Unterernährung zugrunde gingen — sie sahen den

Schwindel genau: die Front vor den Königen und den großen, tönenden Worten war in den Jahren schon lange durchbrochen. Es gab Hungerdemonstrationen, die Gefängnisse waren überfüllt, die Zuchthäusler wurden ehrlich erklärt, wenn sie an die Front gehen wollten. Und das dulddende, mit Blindheit geschlagene Arbeitsvolk wachte auf.

In den ersten Jahren des Krieges klang das Murren der Masse nur schwach und vereinzelt, in den letzten Jahren aber grollte es immer heftiger und schließlich brach das auf den Leibern der Arbeiter und Soldaten errichtete Kaiserreich im November 1918 krachend zusammen.

Im Jahre 1917 habe ich geheiratet. Ich hoffte, mir irgendwo ein menschenwürdiges Dasein zu erarbeiten. Ich dachte an meine Heimatstadt, an die Eltern, und wollte auf eine ähnliche Art wie sie beginnen. Es schlug fehl. Wir kehrten nach München zurück. Die Arbeit im Bahnhof hatte ich aufgegeben. Ich arbeitete dies und das. Es ist nicht wichtig, davon zu reden. Wir schlugen uns durch.

Ich trat in die sozialistische Partei ein. Immer mehr wuchs in mir das Verlangen, an der Protestbewegung gegen den Krieg mitzuhelfen. In den wenigen Versammlungen der Partei fehlte ich niemals. Am 7. November 1918 begann in München die Revolution.

Wir demonstrierten gegen den Krieg, Tausende, Zehntausende. Hart und schwer, wie Hammerschläge fielen die Worte der Redner auf die Menge. Die Redner sprachen nur, was die vielen Tausend zu ihren Füßen schon monatelang, jahrelang dachten oder sagten: „Nieder mit dem Massenmord! Friede — Brot!“ Die Masse marschierte. Rote Fahnen wehten voran. Junge Soldaten marschierten an der Spitze. Das Volk war erwacht. Ich trug eine rote Fahne. Wir marschierten nach der Stadt, von Kaserne zu Kaserne. Überall Hände, Soldatenhände, die sich uns entgegenstreckten:



„Wir demonstrierten gegen den Krieg“

„Wir haben gesiegt!“ Die ganze Stadt lag wie im Fieber. Automobile mit Bewaffneten fuhren durch die Straßen. In diesen Tagen und Stunden gehörte alles den Arbeitern. Wir schliefen nicht. Der „Revolutionäre Rat der Arbeiter und Soldaten Münchens“ wurde gewählt. Ich wurde Mitglied. Wir marschierten zum Landtag und nahmen das Gebäude im Namen der Revolution in Besitz.

*Kurt Eisner*, aus dem Gefängnis befreit, riß unsere Herzen empor. Er rief auf zur Verteidigung der Revolution, des Sozialismus. Wir waren eisern entschlossen. „Vorwärts, wir haben gesiegt!“ So ging es tagelang, nächtelang. Endlich konnte ich nicht mehr. Ich brach zusammen vor Müdigkeit und Erschöpfung. Als ich erwachte, glaubte ich, daß alles geträumt sei. Ich hatte die Revolution nicht mit dem Hirn, sondern mit dem Herzen erlebt. Und mein Herz schlug fortan rascher, umfing alle Brüder und Schwestern, die gleich mir nach den Sternen griffen. Wir hatten unsere Kraft erprobt und gemessen, wir wurden eins durch die Tat. Vor uns stand, geliebt und verehrt, unser Führer *Kurt Eisner*.

Dann begannen die Tage der Arbeit. Die Räte waren organisiert. Jede Arbeit war eine politische Arbeit. Es wurde diskutiert und der kommende Aufbau besprochen. Der Weg war frei, nie mehr sollte verraten werden, was sich das Volk in jenen Novembertagen erungen hatte. Es war eine Zeit des brüderlichen Zusammenschlusses, Zeit der Hoffnung, Zeit der Gläubigkeit.

In diesen Tagen wurde unser geliebter Führer *Kurt Eisner* ermordet. Wir waren wie vernichtet. Diese Schüsse galten nicht dem einen Manne, sie galten der Freiheit, der Revolution. Die ganze Stadt war aufgeregt. Wir strömten über die Straßen. Die Arbeiter schrien nach Rache. Wer war der geistige Urheber dieses Mordes? Her mit den Schuldigen! Viele

Namen schwirrten durch die Luft. Der Name eines Mannes tauchte immer und immer wieder auf, ging unter in dem erregten Meer, sprang wie ein Ball aus der Tiefe, allen sichtbar, der Name *Auer!*

Die Glocken der Stadt dröhnten im Sturm: „*Kurt Eisner* ist ermordet! Nieder mit dem Mörder und mit den Verrätern am Sozialismus! Nieder mit dem Verräter *Auer!*“

Wir sammelten uns im Revolutionären Arbeiterrat. Man sah geballte Fäuste. Vom Präsidium wurde ein Nachruf auf den Ermordeten gehalten. Wer sprach für den Ermordeten? *Auer*, der geistige Urheber des Mordes!

Blitze zuckten durch das Hirn. Ein fahler Schleier legte sich vor die Augen. Eine unbekannte Gewalt nahm mich in ihre Fäuste. Der Ermordete erstand vor meinem geistigen Auge, aus vielen Wunden blutend. Wie einen Posaunenstoß hörte ich eine Stimme: „Rache den Ermordeten!“

Eine verzehrende Flamme brannte in mir. Die Tränen des Zorns, die nach Innen stürzten, schlugen Flammen in meine Seele. Ich hob den Arm. Die aufzuckenden Blitze aus der Pistole zerrissen den Schleier vor meinen Augen. Ruhig hämmerten die Schläfen.

Ruft und schreit nicht mehr nach Rache! Ich habe den Toten gerächt!

## 9. Kapitel

### DIE FLUCHT NACH UNGARN

Wir zittern nicht um unser Leben — das Sterben für die Freiheit ist unser Los.

Der Kraftwagen raste durch die aufknospende Frühlingslandschaft nach der Grenze. Ich floh nicht aus Furcht. Hätte mein Tod nützlich sein können, ich wäre mit Entschlossenheit gestorben. Die Freunde sagten: „Du mußt fliehen! Deine Flucht hilft der Bewegung!“ Als wir die Grenze passierten, ging die Sonne unter.

Die Freunde, die mich begleitet hatten, nahmen Abschied.

Ich fuhr die ganze Nacht hindurch und kam am frühen Morgen nach Wien. Von da aus fuhr ich nach Ungarn. Ich hatte keine deutschen Papiere; aber irgendeinen spanischen Fetzen, auf dem mein Name stand. Ich war also Spanier. Die Kontrolle war sehr scharf. Alle Passagiere mußten aussteigen und zu Fuß die Grenze überschreiten. Der Offizier nahm meinen Zettel, verstand ihn natürlich nicht. Die Unmenge spanischer Stempel auf allen Seiten aber imponierten ihm. Ich gab meinen Namen an und warf einige spanische Brocken hin, die ein echter Spanier natürlich nicht verstanden hätte. Der Offizier jedoch nickte wichtig mit dem Kopf, als verstünde er. Die Soldaten standen neugierig um ihn herum. Er wollte sich vor der Mannschaft nicht blamieren und gab den Weg frei. Ich fuhr nach Budapest.

Im Zuge war große Diskussion. Ungarn stand vor großen Entscheidungen. Ich erfuhr, daß die Kommunisten verhaftet und im Gefängnis seien. Es wurde erzählt, die Polizisten hätten *Bela Kuhn* erschlagen. Durch Budapest strichen die Spitzel. Ich hatte keine Verbindung. Müde und hungrig lief ich durch die Stadt und kam zum Donauhafen. Dort lagen viele Schleppkähne. Die Schiffer standen am Ufer. Ich hörte deutsche Worte. Ich trat näher. Die ungarischen Schiffer diskutierten über die aktuellen politischen Fragen. Sie waren Kommunisten. Mein Glücksstern hatte mich in den Kreis von Genossen geführt. Für die nächsten Tage war ich geborgen.

Am 21. März übernahmen die Arbeiter und Soldaten die politische Macht. Die Genossen kamen aus dem Gefängnis. Schrankenlose Begeisterung toste durch Budapest. Bewaffnete Arbeiter übernahmen den Schutz der Regierungsgebäude. Die Rote Garde, die Rote Armee wurde gebildet. Die ersten Dekrete wurden er-

lassen. Der Name des Mannes, der, noch gestern viehisch gemißhandelt, im Gefängnis saß, war auf aller Lippen: der Name *Bela Khun*.

Ich war mit den Begeisterten begeistert. Wir alle vergaßen die Leiden der vergangenen Monate. Allenthalben waren entschlossene Hände vonnöten. Am nächsten Tag sprach ich mit Bela Khun. Ich wurde als politischer Kommissar der Bebelkaserne zugeteilt, der deutschen Legion der Roten Armee. Versammlungen wurden abgehalten, ich arbeitete mit am Aufbau und an der Organisation der deutschen Legion.

Der 1. Mai kam heran. Die junge Arbeiter- und Bauernrepublik hatte schwer zu kämpfen. Sie war bedroht von der Konterrevolution, der inneren wirtschaftlichen Krise, durch die Sabotage der reaktionären Bureaucratie und durch die Blockade. Die Rote Armee, kaum gebildet, kämpfte siegreich gegen die Tschechoslowaken und die Rumänen.

Der 1. Mai war Siegestag, Triumphtag. Die Straßen und Plätze waren ausgeschmückt, von den öffentlichen Gebäuden wehten die roten Fahnen. Die ganze Stadt war ausgeschmückt mit symbolischen Darstellungen der Freiheit, der Arbeit, der Solidarität. Büsten von Marx, Bebel, Liebknecht, Rosa Luxemburg, Lenin und Trotzki standen in dunklen Lorbeerhainen. Auch die ärmlichste Gasse hatte leuchtende Fahnen. Die Stadt war ein Rausch von wehendem Rot. Die bewaffneten Arbeiter demonstrierten. Musik spielte. Die Mitglieder des Rates der Volkskommissare sprachen, von brausendem Jubel begrüßt. Großartige Volksfeste beschlossen diesen 1. Mai.

Am 2. Juni begann der Putsch der Weißen Offiziere. Von zwei Donauschiffen aus wurde mit Geschützen nach dem Hause der Sowjets geschossen. Der Aufstand wurde niedergeschlagen. Die Konterrevolution rüstete zum entscheidenden Schlage. Die Weißen Armeen rückten immer näher. Anfang Juli ging ich in



einem besonderen Auftrage nach Wien. Als ich nach Ungarn zurückwollte, wurde ich an der Grenze verhaftet.

Ich kam in ein stinkendes Loch, das von Ungeziefer wimmelte. Ich hatte einen Ausweis aus Wien. Nach einigen Tagen hatten sie heraus, wen sie verhaftet hatten. Der Steckbrief kam. Auf meinen Kopf waren 20 000 Mark gesetzt. Ich wurde nach Wien zurücktransportiert.

Hinter dem grauen Tor des Wiener Landgerichtsgebäudes steht ein Soldat mit aufgepflanzttem Bajonett. Dem schwarzen Sammelwagen der Polizei entstiegen Dirnen, Zuhälter, Einbrecher, — darunter auch ich. Ich war ja Kommunist, gehörte also zu den Dirnen, Zuhältern, Einbrechern. War unter ihnen, in den Augen der bürgerlichen Gesellschaft, der schlimmste Verbrecher. Oh, ich war wertvoll, 20 000 Mark war ich wert! Seit vielen Tagen hatte ich nichts als warmes Wasser getrunken und schlechtes Brot gegessen. In den österreichischen Gefängnissen von 1919 konnte man lernen was Hunger ist. In Wien starben in diesen Monaten jeden Tag viele Menschen an Hunger und Entbehrungen.

So vergingen die Tage. Um meine Auslieferung wurde heftig gekämpft. Einmal bekam ich auch Besuch im Gefängnis. Ein armer Teufel, den ich flüchtig in Wien kennenlernte, brachte mir zu essen. Nur, wer im Gefängnis sitzt, ganz abgeschlossen von der Welt, kann das Erlebnis eines Besuches vollkommen begreifen. Das war ein Lichtblick, ein Trost in der grauen Einsamkeit. Tagelang kreisten meine Gedanken um diesen Kameraden.

Kurz darauf erfuhr ich, daß ich doch nach München ausgeliefert werden sollte. Mitte September fuhren wir los. Durch die kahlen Felder des Frühherbstes rollte der Zug. Die Polizisten, die mich transportierten, lagen faul und schläfrig in der Ecke.

Am anderen Tage waren wir in München. Wir fuhren mit einem Auto zur Polizei, am nächsten Tag kam ich ins Untersuchungsgefängnis. Am selben Tag krachten die Schüsse für die sogenannten Geiselmörder. Wie lange noch, dann stand auch ich an der Mauer?!

Die Untersuchung zog sich lange hin. Der Untersuchungsrichter wollte unbedingt eine Verschwörung konstruieren. Es genügte nicht, daß ich die Wahrheit sagte. In den Zeitungen stand, daß der Prozeß gegen den Mörder von *Kurt Eisner* am 5. Dezember stattfinden sollte, also vor meinem Prozeß. Doch der edle Graf war, wie es in den Zeitungen hieß, verhandlungsunfähig und kam in ein Sanatorium. Dieser Prozeß gegen den Mörder Arco hätte die Vorgeschichte meiner Tat aufgedeckt. Es war unbedingt notwendig, daß alle Beweggründe meiner Tat vor der breiten Öffentlichkeit klagestellt wurden. Aber die Richter hatten anders beschlossen. Am 9. Dezember 1919 begann mein Prozeß.

Ich wurde angeklagt zweier Verbrechen: des Mordes in Tateinheit mit dem Verbrechen eines Mordversuches. In der Anklageschrift stand der schöne Satz: „Die Tat wurde nach genauer Überlegung und Verabredung aus reiner Mordlust verübt.“ Das Urteil war, ehe meine Sache noch verhandelt wurde, schon fertig.

Ich wurde nach *Neudeck* transportiert. Unserem Wagen voraus fuhr ein Auto mit bewaffneten Soldaten, mich bewachten sechs Kriminalbeamte, hinter uns kam noch ein Militärauto. Meine Aufregung war einem Galgenhumor gewichen.

Morgens um 8 Uhr begann die Verhandlung. Es war noch eine halbe Stunde Zeit. Ich wurde in eine enge Zelle gesperrt. Nachher wurde ich, von zwei Schutzleuten bewacht, durch einen langen Korridor, an vielen Gaffern vorbei, die Treppen hinauf, zum Gerichtssal geführt. Der Richtertisch war noch leer, und der Protokollführer saß auf seinem Platz. Der Zu-

schauerraum war überfüllt. Der Verteidiger kam und reichte mir die Hand. Der Staatsanwalt nahm seinen Platz ein. Er hatte das Gesicht eines bösen Vogels.

Mein Kopf brauste. Ich hätte mich am liebsten auf diese Justizfratze gestürzt und sie gewürgt, bis sie gestanden hätte: „Nein, es ist nicht so, wie es in meiner Anklageschrift heißt. Ich habe das nur geschrieben, weil du ein Revolutionär und ein Arbeiter bist, der unseren Staat bekämpft. Ich muß dich aber vernichten und diesen Richtern als Mörder hinstellen!“ So schwärmten die wilden Gedanken; der Habicht aber beugte sich über seine Akten.

Nun kamen die Richter. Es waren auch *Volksrichter* dabei. Würdevoll und ernst rückten sie ihre Stühle zurecht. Da war ein hagerer alter Krämer, der die Augen senkte, wenn ich ihn ansah, oder die Decke des Saales betrachtete. Ich sah, wie ihn seine Richterwürde verlegen machte.

Neben ihm saß sein Kollege, auch ein Mann aus dem Volke. Er war wohl Hausbesitzer oder Rentner.

Der andere Volksrichter war sicher auch ein Rentner. Er war bedeutend sicherer, er hatte bestimmt schon oft als Volksrichter sein Urteil gesprochen. Da er einen mächtigen Bauch hatte, mußte er seinen Stuhl beträchtlich weit vom Tisch abrücken.

Der schwarzgekleidete Vorsitzende setzte seine Mütze auf und eröffnete den Prozeß:

„Im Namen des Volkes . . . .“

Der Staatsanwalt verlas die Anklageschrift. Nach der Rede des Staatsanwalts protestierte ich und lehnte das Gericht als rechtwidrig ab und verlangte, vor ein Schwurgericht gestellt zu werden. Auch mein Verteidiger lehnte das Gericht ab. Der Staatsanwalt und die Richter lächelten. Der Vorsitzende stellte fest, daß laut der und der Verfügung das Gericht zuständig und verfassungsmäßig sei.

Ich wurde zu 14 Jahren Zuchthaus verurteilt.



„Oh, der Staat ist barmherzig! Er hängt in unsere Zelle das Bild des großen Empörers — und drückt uns in christlicher Barmherzigkeit die Gurgel zu.“

## 10. Kapitel IM ZUCHTHAUS

In den zaristischen Kerkern des alten Rußland klirrten die Ketten an den Armen und Händen der Märtyrer. Wir alle kennen die Schrecken dieser Gefängnisse aus den Schilderungen der russischen Dichter. Meine Hände sind nicht mit Ketten belastet. An den Füßen der deutschen Revolutionäre in den Zuchthäusern hängen keine eisernen Kugeln. Die vier kalten Steinwände, die uns Tag und Nacht ummauern, das kleine Fenster hoch oben mit den eisernen Gitterstäben — das alles drückt mehr als Ketten und eiserne Kugeln. Die Paragraphen der Zuchthausordnung sind unsichtbare, aber grausame Ketten. Sie fesseln den Leib, sie zerreißen die Seele.

Die Gestalten und Statisten, die in meinem letzten Drama mitgespielt haben, ziehen noch einmal in meinem Geiste vorüber. Sie alle ziehen vorüber, der Soldat an der ungarischen Grenze, der mich verhaftete, der Staatsanwalt, der meine Tat als Mord stempelte, die fetten Gesichter der Volksrichter, — alles zieht vorüber, einzelne Gestalten aus dem Zuschauerraum schweben vorbei!

Ich erhebe meine Augen, durch das Gitter den fernen Schwalbenflug im blauen Himmel zu verfolgen. Meine Sehnsucht nach der Freiheit, nach der leuchtenden Sonne kennt keine Grenze. In der Nacht, wenn der schlürfende Schritt eines Wächters an unseren Steingräbern vorüberschleicht, presse ich die glühende Stirn an die feuchten Mauern. Oft träume ich auch. Ich fahre auf den vielen Schiffen meiner Seefahrten, die grünen Wogen heben und senken sich, neue Erdteile blühen aus den Fluten — es ist unendliches Licht über der Welt und des Nachts leuchten unendliche Sterne.

Der klirrende Schlüssel rasselt, die Gittertür der Zelle wird aufgeschlossen. Das Traumgesicht wird zer schlagen.

Im engen Hof des Zuchthauses gehen wir stumm im Kreis. Die grauen Sträflingskleider schlottern um die mageren Zuchthäusler. Die Gesichter sind weiß und abgezehrt von Leidenschaften und Lastern.

*Eine* Stunde im Tag sehen wir den Himmel. Wir wandern im gleichen Schritt, in gleicher Reihe, unter den Zuchthäuslern.

In meiner Zelle hängt ein Kruzifix. Oh, der Staat ist barmherzig! Er hängt in unsere Zelle das Bild des großen Empörers — und drückt uns in christlicher Barmherzigkeit die Gurgel zu.

---



# CHRONIK DES FASCHISMUS

ROTE REVUE

erscheint jetzt wöchentlich  
und bringt aktuelles und  
authentisches Material über  
die gegenrevolutionäre Be-  
wegung im In- u. Auslande

## DIE CHRONIK DES FASCHISMUS

bringt interessante Bei-  
träge über die Psychologie  
des Faschismus und über  
die Stellung der Arbeiter-  
schaft und ihrer Gewerk-  
schaften zum Faschismus

Bezugsbedingungen:

Ein Vierteljahr 3,00 Mark postfrei \* Zahlung voraus  
Probenummern auf Wunsch durch  
R. Schlichter \* Berlin \* Neue Winterfeldtstr. 17

Bibliothek der FES



1058821

# HUNGER

**7 ORIGINALLITHOGRAPHIEN**  
GESAMTERLÖS FÜR DIE HUNGERHILFE

**HILFE VON DEN KUNSTLERN**

OTTO DIX  
GEORGE GROSZ  
ERIC JOHANSSON  
KÄTHE KOLLWITZ  
OTTO NAGEL  
KARL VÖLKER  
HEINRICH ZILLE

**FÜR DIE  
INTERNATIONALE ARBEITERHILFE**

**BESTELLUNGEN DURCH:  
NEUER DEUTSCHER VERLAG  
BERLIN W 8  
UNTER DEN LINDEN 11**

**1924**